Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 25

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637706

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 17. Juni

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

König Sommer.

Von Gustav Falke.

Nun fallen leis die Blätter ab,
Und die jungen Früchte schwellen.
Lächelnd steigt der Frühling ins Grab
Und tritt dem Sommer die Herrschaft ab,
Dem starken, braunen Gesellen.

König Sommer bereist sein Land
Bis an die fernsten Grenzen;
Die Aehren küssen ihm das Gewand,
Er segnet sie alle mit reicher Hand,
Wie stolz sie nun stehen und glänzen.

Es ist eine Pracht unterm neuen Herrn,
Ein sattes Genügen, Genießen,
Und jedes fühlt sich im innersten Kern
So reich und tüchtig. Der Tod ist fern
Und des Lebens Quellen fließen.

König Sommer auf rotem Roß
Hält auf der Mittagsheide,
Müdigkeit ihn überfloß;
Er träumt von einem weißen Schloß
Und einem König in weißem Kleide.

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter. 6.

Sie sah, daß er gleich danach den Saal verließ. Sie selber wurde hinausgerufen, um sich von der reisefertigen jungen Frau noch einmal umarmen zu lassen. Die lustige Eva vergoß jetzt mit einemmal Tränen; bei Lisbeth aber brach das Weinen wie ein Krampf hervor. Als Eva abgefahren war, bestellte auch sie den Wagen und verließ unbemerkt das Fest.

Sie war totmüde und begehrte zunächst nur, sich in ihrem stillen, dunklen Zimmer ausweinen zu dürfen. Der Schmerz hatte zuerst noch einen Reiz für sie: an seiner Stärke fühlte sie auch die Kraft ihrer Liebe und ihres vergangenen Glückes. Aber schon der anbrechende Tag brachte ihr das Grauen vor der unerträglichen Enttäuschung. Wozu jetzt noch aufstehen, an sein Tagewerk gehen, die hundert unwichtigen kleinen Arbeiten verrichten, um sie vielleicht noch jahrelang sinnlos weiter zu tun, ohne Glück und ohne Ziel?

Dieser erste Tag mit seinen nichtigen Beschäftigungen, mit den Gesprächen, die sich alle um die Hochzeit drehten, um Lisbeths Vergnügen und ihren Partner, auf den der Vater viel zu halten schien, wollte kein Ende nehmen. Lisbeth war so zerschlagen und gelähmt vor Mutlosigkeit, daß ihr jede Arbeit und jedes Wort Mühe kostete. Kaum aber hatte sie einen stillen Augenblick, so kamen ihr die Tränen, die wieder niedergekämpft werden mußten. Während ein paar Tagen rang sie mit sich selbst und dem Bewußtsein ihrer traurigen Erfahrung. Dann konnte ihre warme und kräftige Natur diesen Zustand nicht mehr ertragen. Wieder und wieder stellte sie sich die Vorgänge am Hochzeitsfest vor und allmählich schien es ihr, als sei vielleicht alles nur Zufall gewesen, eine augenblickliche Stimmung von Eberlin, die in seiner jetzigen Tätigkeit ihre Ursache haben mochte. Sie konnte zwar dieser neuen Hoffnung nicht aufrichtig glauben, aber sie mußte sich an irgend einen tröstlichen Gedanken klammern. Es kam ihr vor, als könne sie ohne einen Rest von dieser Hoffnung, die ja ihr Leben ausmachte, nicht sein. Und so kamen ihr nach und nach die alten Träumereien wieder, zwar nicht mit der glücklichen Belebung von früher, sondern zaghaft und unterbrochen von schmerzlichem Aufschrecken; aber doch kostete sie alte Erinnerungen wieder durch, las auch in dem braunen Büchlein mit den goldenen Lettern und zählte die Wochen bis zu den nächsten Schulferien, in denen Eberlin vielleicht nach Grafeneck kam und ein guter Zufall sie ihn antreffen ließ. Sein Vater, der Apotheker, wurde nach und nach hinfällig, und es war nur natürlich, daß ihm der Sohn so viel als möglich seine einsamen alten Tage verkürzte.

Als die Weihnachtsferien kamen, war es für Lisbeth

fast schon ein Glück, nur wieder die alte Erregung bei ihren Ausgängen zu verspüren. Am letzten Ferientag traf sie, als sie um eine Ecke bog, Dr. Eberlin an. In einem Augenblick war sie an ihm vorbei; doch sie sah, daß er erschrak, als er sie plötzlich erblickte. Und nun hatte sie ein Vierteljahr Zeit, über diese Begegnung nachzudenken und darüber, was Eberlins Miene bedeuten mochte.

Der Frühling, auf den sie sich früher immer gefreut hatte, wurde jetzt eine böse Zeit für sie. In diesen Monaten ward der Trieb, ihre warme Liebe auszugeben, noch stärker. Es war ihr oft, als müsse sie ersticken an dem Reichtum, der in ihr brach lag. Wenn sie an solchen Tagen ein Kind herzen oder einen Bettler beschenken konnte, so tat sie es. Aber das Wenige brachte ihr keine Erleichterung. Sie begann auch nach und nach zu fühlen, daß das schmerzliche Harren und Bangen und der rasche Wechsel von Hoffnung und Verzweiflung, dem sie jetzt unterworfen war, an ihrer Gesundheit zehrte. Sie verlor den ruhigen Schlaf, sie mußte sich oft bei den Mahlzeiten zu jedem Bissen zwingen, und sie magerte dabei langsam ab. Zum Glück fiel es niemandem auf. Lisbeth hatte die Uebung eines wohlerzogenen Mädchens, ihre Gefühle und ihr Befinden nicht merken zu lassen, und was hätte man auch von ihr gedacht, was hätten die Eltern dazu gesagt, daß sie sich so weit in ihren Wünschen hatte gehen lassen! Immerhin erwähnte in dieser Zeit die Mutter wieder einmal ihre Aehnlichkeit mit der melancholischen Großmutter, der Ausländerin. So, wie sie, staunte Lisbeth oft in die Ferne, mit weitgeöffneten, unergründlichen Augen, als hätte sie die Wirklichkeit und alles um sie her vergessen. Das wollte der Mutter nicht gefallen und sie hielt die Tochter um so strenger zur Arbeit an. Aber Lisbeth tat ihr längst gewohntes Tagewerk wie im Traum.

In den Frühlingsferien kam Eberlin nicht nach Grafeneck; im Sommer aber war er da. Lisbeth wußte es und sie wartete mit Zittern und Bangen auf das Basteifest. Er würde es nicht umgehen können, mit ihr zu tanzen, und dann mußte sie erfahren, wie er gegen sie gestimmt war. Schon Wochen vorher wurde ihre Aufregung unleidlicher, so daß es nun auch dem Bürgermeister auffiel und er meinte, Lisbeth sollte einmal Eisen schlucken, wie das andere junge Mädchen auch täten. Lisbeth nahm sich daraufhin noch ängstlicher in Acht, sich nichts merken zu lassen. Auch zu Erwin durfte sie nicht viel von ihrer Sorge sagen, denn der Bruder, der nun anfing, ein Mann zu werden, sah bekümmert und finster drein, wenn sie ihm ihre Gedanken verriet und sagte: „Ach, laß ihn doch, Lisl! Wenn er sich nicht entschließen kann, so ist er's nicht wert, dich zu haben."

So bangte Lisbeth ganz in der Stille dem Fest entgegen; aber ihre Erwartung war vergeblich gewesen: Eberlin kam nicht. Zum ersten Male nach vielen Jahren blieb er dem Feste fern. Dafür mußte sie sich die Aufmerksamkeiten ihres Tänzers von Evas Hochzeit, eines jungen Advokaten aus reichem Hause, gefallen lassen. Auf dem Heimweg nahm der Vater ihren Arm in den seinen, was er sonst nie tat, und sagte wohlgefällig zur Mutter: „Heute halten wir unser Kind noch fest, und morgen, wer weiß, entfliegt es uns plötzlich." Dieses Wort gab Lisbeth einen Stich ins Herz. Es stand ihr plötzlich klar vor Augen, daß die große Wende ihrer Zukunft auch durch einen Andern als durch Eberlin herbeigeführt werden könnte und daß dann all das Schöne, das Feine und Besondere, das sie in Eberlins Gegenwart vorgefühlt hatte, verfälscht und in unechtem Ersatz ihr aufgedrängt würde.

Sie war nach diesem Abend ganz verzweifelt. Nun war nicht nur die Möglichkeit eines Gesprächs mit Eberlin hinausgeschoben, sondern sein Fernbleiben von dem Fest an dem er sie sicher anwesend wußte, sah aus, als wollte er sie vermeiden, und bestätigte das Unglück, das ihr unerträglich schien. In dieser Zeit fing sie an, Briefe an Eberlin zu entwerfen, in denen sie ihn bat, ihr die Wahrheit zu sagen. Aber jedesmal, wenn sie ihren Brief durchlas, kam es ihr vor, als wollte sie etwas Ungeheuerliches tun, und sie zerriß und verbrannte ihn.

Zur wahren Qual wurde ihr der Verkehr im Heim ihrer Freundin Eva, die eine strahlende junge Frau war und beständig von ihrem Gatten und ihrem Glück erzählte. Sie kannte zwar Lisbeths Neigung für Eberlin; aber es gab ihrer Ansicht nach so viele reizende junge Männer und sie war so sehr von dem Bestreben erfüllt, ihre Freundinnen unter die Haube zu bringen, daß sie Lisbeths zurückgezogenes Wesen für eine Schrulle erklärte und ihr eifrig predigte, doch nicht so abweisend zu sein, dann „könne sie an jedem Finger einen haben". Lisbeth aber hörte in den Reden der jungen Männer, die sich an sie drängten, oft einen Ton der Selbstgefälligkeit oder versteckten Roheit, der ihr mißfiel; und das machte ihr Heimweh nach Eberlin nur noch stärker.

Sie kam sich oft wie verwirrt vor, wenn sie tagelang mit dem bohrenden Schmerz im Herzen herumging und immerfort heuchelte, es sei alles wie sonst. Sie lebte und arbeitete zwar wie früher; aber sie hatte manchmal das Gefühl, als entwiche ihr eigenes Selbst aus ihr, als hätte sie keine Herrschaft mehr über jenen Teil ihres Wesens, der liebte und sich sehnte. Und eine ungewohnte Angst kam dann über sie.

Im Winter sah sie Eberlin mehrmals auf der Straße, und wieder bemerkte sie, daß ihm die Begegnung nicht gleichgültig war; aber er machte keinen Versuch, sie anzusprechen. Sie selber zitterte, wenn sie ihn erblickte, und konnte ihr klopfendes Herz und den stillstehenden Atem kaum bemeistern. Sie wäre in solchen Momenten nicht imstande gewesen, ihn anzureden, auch wenn es ihr nicht die langgewohnte Sittsamkeit unmöglich gemacht hätte.

Als nach einem harten Winter plötzlich ein schwüler Frühling kam, wußte sich Lisbeth kaum mehr zu helfen. Die überschwängliche Schönheit und Heiterkeit der Natur machte ihr die eigene Armut und Sehnsucht unleidlicher; der Drang, ein Wesen ans Herz zu pressen, wurde übermächtig und das Gefühl, als verwarte sie hoffnungslos die beste und schönste Zeit, war ihr ein brennender Stachel, der sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Oft, wenn sie vor dem Spiegel stand und ihre jetzt verfeinerte Schönheit betrachtete, die eine Spur von Müdigkeit und Leiden zeigte, brach sie plötzlich in Tränen aus: für wen hatte sie ihre Schönheit, die vielleicht übers Jahr schon anfing zu verwelken? In diesem Frühjahr, das noch peinigender war als das letzte,

faßte Lisbeth zwei Entschlüsse; an den einen knüpfte sie keinen Plan und keine feste Vorstellung; sie wußte nur, daß sie kein einsames Frühjahr mehr erleben wollte. Den andern machte sie bald zur Tat: sie verfaßte heimlich einen Brief an ihren Bruder Christian, in dem sie ihn um Hilfe bat.

„Lieber Großer," fing sie an, „diesmal schreibe ich Dir, ohne daß irgend jemand davon weiß. Ich tue es auch nur heimlich, weil ich in großer Not bin. Was mir fehlt, kann ich Dir am ehesten sagen; denn Du hast ja auch in Grafeneck Kummer gehabt, obwohl die Eltern alles für uns tun, und Du hast in der Fremde viel Erfahrung gesammelt, deshalb wird Dich das, was ich Dir schreibe, nicht so verwundern und erschrecken wie die Eltern, wenn ich es ihnen sagen wollte. Du weißt auch, was sich unter Euch Männern schickt, und kannst mir sagen, ob die Hilfe, um die ich Dich bitte, meine wenige Hoffnung erst recht und vollständig zerstören könnte. Entschuldige also, wenn ich gleich davon anfange. Aber ich finde keinen Anfang, lieber Großer; es dreht sich mir alles im Kopf, wenn ich davon schreiben soll. Ich muß es gerade heraussagen: ich habe jemand lieb, schon seit den gemeinsamen Tanzstunden; es ist der Sohn des Apothekers zum Widder, den Du von der Schule her kennt. Er ist jetzt Doktor und Lehrer am Gymnasium in N. Ich habe viel an ihn gedacht; denn ich durfte merken, daß auch er mich gern hatte. Aber nun, seit bald zwei Jahren, ist er ganz verändert gegen mich. Er erschrickt jetzt, wenn er mich in den Ferien antrifft; er vermeidet, mit mir zu sprechen, und wenn es doch geschieht, so redet er wie mit einer Fremden. Aber ich habe ihn immer gleich lieb oder noch lieber als früher, und ich halte es nicht mehr aus. Dieser Frühling war schrecklich.

Ich sehe seinen Augen an, daß er mich nicht ganz vergessen hat; aber ich weiß nicht, was es bedeutet, daß er so ganz anders gegen mich ist. Diese Ungewißheit macht mich ganz verwirrt. Ich habe so lange keine einzige ruhige Stunde mehr gehabt, daß ich fast den Verstand verliere. Ich habe hier ja auch nichts zu tun, als was ich seit Jahren tue; und alles, was ich sehe und höre, erinnert mich an ihn. Die Bastei, der Strom, der Marktplatz — ach, das muß ich Dir alles einmal erzählen.

Ich merke, daß ich Dir nur das allerwenigste von dem schreiben kann, was ich Dir sagen möchte. Aber nicht wahr, Du weißt genug, um etwas für mich tun zu können? Ich bitte Dich aber, schreibe ihm nur dann (oder sprich nur dann mit ihm), wenn Du glaubst, daß er nicht etwas Schlimmes von mir denken wird, weil ich es Dir schrieb! Ach, Christel, wenn Du mit ihm reden könntest!! Aber ich habe auch eine furchtbare Angst davor. Eins mußt Du mir versprechen: vertröste mich nicht mit anderen! Denn das kann ich nicht hören. Ich kenne ja die Andern hier, die ins Wirtshaus laufen und immer vom Geld sprechen. Auch Evas Mann ist so. Aber „er" ist ganz anders; er spricht von Dingen, die mir wohltun und denen ich wochenlang nachdenken kann, von seiner Arbeit, von herrlichen Büchern, von der schönen Landschaft und von dem, was er über dies und jenes denkt.

Ich muß endlich aufhören. Ich lese den Brief nicht mehr durch, sonst geht auch dieser nicht ab. Also entschuldige, wenn ich etwas zuviel gesagt habe! Ich schaue noch einmal Dein liebes Bild an, das Du mir zu Weihnachten geschickt hast, und ich meine, es sagt mir, ich dürfe Dir dies alles anvertrauen.

Schreibe mir bald, bald!

Deine traurige Lisl."

(Fortsetzung folgt.)

Was bedeutet das Bauernhaus für unsere Baukunst?

Von Dr. ing. Hans Schwab, Architekt, Basel.

„Bäurisch" war und ist vielfach heute noch eine Bezeichnung für geschmacklos und plump. Der Städter sah zeitweise mit Geringschätzung, ja mit Verachtung auf den Bauern und dessen Sitten und Gebräuche herab. Und diese Geringschätzung bezog sich nicht nur auf äußerliche Lebensgewohnheiten; im Hausbau besonders wurde alles vermieden, was ländlichen Anklang hatte. Ein Haus mußte einen markanten Stil haben (am liebsten gotisch, romanisch oder Renaissance) und so wurden Monumentalformen ganz unangebracht auf kleine Anlagen und Verhältnisse übertragen.

Die Mißachtung der ländlichen Kultur war keine vorübergehende Erscheinung, sondern eine Folgerung der jeweiligen Kunstanschauungen. Bis zur Empire-Zeit befaßten sich die Theoretiker überwiegend mit antiken und italienischen Schöpfungen unter Ausschluß der einheimischen ländlichen Baukunst, die nach ihrer Ansicht keine Kunst war. In Deutschland besonders eiferten die Renaissance-Schriftsteller gegen die bäurischen Formen. Sie vermochten jedoch deren Anwendung nicht völlig auszuschließen. Es fand vielmehr zu jener Zeit allgemein im Monumentalbau eine Verschmelzung einheimischer mit antiken Formen statt, aus der in den verschiedenen Ländern die entsprechenden Renaissance-Stilarten hervorgingen. Das Bauernhaus war infolge der ihm zuteil werdenden Geringschätzung den verschiedenen Stilwandlungen wenig unterworfen; es hat sich vielmehr

Alemannisches Haus. Strohhaus in Meienried bei Büren.
Aufnahme von R. Minder, Biel.